

Weihnachten in der Hölle

George Tabori inszeniert an der Schaubühne "Das Verhör" von Istvan Eörsi Von Benjamin Henrichs

Benjamin Henrichs

Vier Männer im Niemandsland. Jeder, der das Theater kennt, kennt ihre Namen und ihre Geschichte. Sie heißen Wladimir und Estragon und Pozzo und Lucky. Als George Tabori Anfang des Jahres in München ihr Spiel inszenierte, brauchte er für das weltberühmte Stück, Samuel Becketts "Warten auf Godot", nur eine winzige Bühne, höchstens fünfzig Quadratmeter groß.

Vier andere Männer, noch sind sie dem Theater unbekannt. Sie heißen Balla und Horetzky und Kolosy und Koplär. Ihr Niemandsland hat einen Namen: es ist ein Gefängnis in Ungarn. Und während Becketts Landstreicher immer auf Godot warten oder nie, findet das Spiel der vier Gefangenen an einem genau bestimmbar Tag statt. Es ist der 24. Dezember 1953. Es ist Weihnachten – was keinen auf der Bühne, auch keinen Atheisten, Stalinisten, Sozialisten kalt läßt.

George Tabori hat "Das Verhör", ein Stück seines ungarischen Landsmanns István Eörsi, jetzt an der Berliner Schaubühne ur-inszeniert. Er braucht dafür eine Bühne, die mindestens fünfhundert Quadratmeter, also mehr als zehnmals so groß ist wie die zum Münchner "Godot". Das ist sonderbar und doch auch widersinnig-logisch: denn "Das Verhör" ist kein Weltgedicht wie der "Godot", sondern ein politisierendes Kammerspiel. Ein Konversationsstück. Spielte es nicht im Gefängnis, ginge es nicht ständig um Leben und Tod, könnten einen die raschen, klugen, gewitzten Dialoge in die Irre führen; könnte man "Das Verhör" auch ein Salonstück nennen, dessen Schauplatz die Hölle ist.

Die Zuschauer sitzen auf schwindelerregend steilen Tribünen. Sie blicken hinunter in die Tiefe, ins Kellergewölbe der neuen Schaubühne, blicken in die furchterregende Bühnenmaschinerie des Hauses, die nun plötzlich aussieht, als gehöre sie zur Architektur des Kerkers. Weit unten, wie in einer Schlucht, die große, kahle Spielfläche – ein winziges Lichtviereck auf dem Boden markiert eine Gefängniszelle. Irgendwo an der Wand, fast im Dunkel, steht der bekannte Tabori-Tisch. Die Wachleute sitzen da, einer sitzt besonders still und immer mit dem Rücken zur Bühne – wenn mich das Dämmerlicht nicht täuschte, war es George Tabori selber. Inmitten des nackten Verlieses ein Ort der Geselligkeit: man hockt beisammen, vom Lauf der Dinge ungerührt, und trinkt Kaffee, vielleicht auch Hagebuttentee.

Es ist ein suggestiver Raum, den Marietu Eggmann für Tabori erfunden hat. Er erlaubt einige glänzende Effekte – wenn ganz hinten eine hölzerne Eisentür sich öffnet, wenn man hinausblickt in die "Freiheit", in ein dichtes Schneegestöber.

Der Raum ermöglicht eindrucksvolle Choreographien: ständig sind die Häftlinge in zielloser Angst, gehen, streunen, rennen; sie tun das nicht leidend-melodramatisch, sondern auf leichten Füßen. Man denkt an die eingegitterten, ruhelosen, gleichwohl graziösen Raubtiere im Zoo.

Der Raum macht Wirkung – aber vielleicht ist es die falsche. Er überfordert nämlich Eörsis eher schmalen, auf kleinem Raum treffsicheren Text. Er verschluckt viele Dialoge und nötigt die Schauspieler zu manch dröhnenden, ja röhrenden Naturalismen. Ein Kammerspiel, ein politisches Boulevardstück geht verloren im Breitwandtheater. Eine bedrohlich hämmernde Musik entführt uns vollends in einen politischen Thriller wie von Costa-Gavras. Und die vortrefflichen Schaubühnen-Schauspieler agieren mit ihrem ganzen politischen und professionellen Ernst. So kommt ein höchst ehrenwerter, rechtschaffener Theaterabend zustande – aber gerade den hatte man sich von Tabori gerade bei diesem Stück nicht erwartet.

"Das Verhör", vor fast zwanzig Jahren geschrieben, 1983 vom Autor bearbeitet, hat nun endlich, im Exil, das Theater erreicht. Eörsi: Ich habe mich schließlich dazu entschlossen, das Stück aus Ungarn herauszuschmeißen. Ich habe fast zwanzig Jahre auf eine Aufführung gewartet. Ich bin ja auch keine Schildkröte, die zweihundert Jahre lebt. Daher mußte ich das Schicksal meines Stückes in meine eigenen Hände nehmen."

Eörsi, 1931 in Budapest geboren, weiß, wovon

"Das Verhör": Szene mit Michael –Maassen, Wittern Menne, WolfRedl, Paul Buriart, Ernst Stötzner, Gunter Berger

Aufnahme: Ruth Walz er redet und schreibt. Im Dezember 1956 wurde, er wegen seiner Arbeit für die ungarische Revolution ins Gefängnis gesperrt; 1960, bei einer Amnestie, kam er wieder in Freiheit. Ein freier Autor" wurde er in Ungarn trotzdem nie. Obwohl beispielsweise "Das Verhör" im Jahr 1953 spielt, kurz nach Stalins Tod, ist es für die heute Herrschenden kein historischer Text. Sie fühlen sich von Eörsi (und da lesen sie ganz richtig) mitgemeint, mitangegriffen. Der Autor: Wenn man mich nach den Gründen fragt, so würde ich sagen, daß im Grunde genommen dieselbe gesellschaftliche Schicht, die vor 1956 die ungarische Politik bestimmt hat, auch nach 1956 an der Macht geblieben ist."

Vier Gefangene: ein desillusionierter Junger, zum Anarchismus abgewandert (Ernst Stötzner). Ein rechtschaffener, zweifelnder Altkommunist (Wolf Redl). Einer aus der alten Klasse, der mit den Faschisten kollaboriert hat (Willem Menne). Ein rührender frommer Wirrkopf, der vom christlichen Sozialismus schwärmt (Paul Burian).

Dazu das Gefängnispersonal: der Kommandant, der selber gerade dem Gefängnis entkommen ist (Werner Rehm). Sein in aller Unschuld stalinistischer Stellvertreter (Gunter Berger). Und ein Gefängniswärter, der als trauriger Clown und graues Gespenst für ziemlich entsetzliche Heiterkeit sorgt (Michael Maassen).

Stalin ist tot, niemand weiß genau, was nun kommen wird. Jeder kämpft gegen jeden, jeder verdächtigt jeden, ein Spitzel zu sein. Manchmal bricht eine Schlägerei in der Zelle aus, meist aber kämpft man mit anderen, schlimmeren Waffen als der Faust: mit den Wörtern.

Niemals ist Eörsis Stück, obwohl es die Arbeit eines Betroffenen, eines Opfers ist, wehleidig. Der Text ist, im Gegenteil, auf eine erstaunliche, widerspenstige Weise witzig. Es herrscht darin ein wahrer Galgen-Humor. Mitten im Grauen spielt man ein Spiel, macht man Theater. Jeder ist in seine Rolle vernarrt.

Es ist ein oft komisches Stück, das man mit und gegeneinander aufführt – unheimlich daran ist nur, daß niemand weiß, wie das Stück heißt, in dem man auftritt, und wer der Intendant ist bei all dem Theater. Ja, nicht einmal das Einfachste ist sicher: daß "draußen" die Freiheit ist. Die Gefängniszelle könnte auch ein Zufluchtsort sein, an dem man wenigstens versteckt ist vor dem größeren Gefängnis draußen, dem Gefängnis "Staat".

George Tabori nun hat Eörsis Text eher solidarisch als inspiriert in Szene gesetzt. Es ist eine gänzlich ernste Arbeit, in der Taboris schönste Qualitäten, sein kindlicher Spieltrieb und seine Unverschämtheit, sich kaum entfalten können. Auf die aggressive Konversation, die Wortund Kampfspiele und auch auf die bizarre Weihnachtsatmosphäre läßt sich Tabori nur zaudernd ein. Er inszeniert, und das ist seine Stärke und Schwäche zugleich, diesmal für einen anderen, nicht für sich selbst. Manchmal, vermute ich, hat er sich bei den Proben gewünscht, ein anderes Stück zu inszenieren, am liebsten ein eigenes. Manchmal muß er unter der unerschütterlichen Seriosität und Gründlichkeit seiner Darsteller gelitten haben.

Es war ein guter, ja ein besonders wertvoller Theaterabend. Auch wenn, strenggenommen, alles nicht ganz zusammenpaßte. Freuen wir uns also darauf, Eörsis Stück mit einem anderen Regisseur, George Tabori mit einem anderen Stück und die geliebte Schaubühne im "Park" wiederzusehen.

doch ein kleineres Übel zu sein als ein neutralisiertes Gesamtdeutschland. Die Franzosen blieben zwar weiter unsicher, ob man der deutschen Gefahr Herr werden könne, wenn man einen westdeutschen Staat schuf, der

einem westlichen Militärblock angehörte. Aber mangels greifbarer Alternativen, die für Paris akzeptabel gewesen wären, beschritt Frankreich nun eben diesen Weg zur Lösung der deutschen Frage.

In diesem Sinne richtete sich die Gründung der Nato und der ersten europäischen Institutionen nicht nur gegen die sowjetische Bedrohung, sondern auch – gegen eine neue deutsche Gefahr. Zumindest in Frankreich hat man das so gesehen und in den internen Verhandlungen mit den britischen und amerikanischen Verbündeten auch gesagt. In den Führungsgremien der beiden angelsächsischen Mächte hat man diese Argumentation der Franzosen verstanden und auch angenommen, indem man Frankreich gewähren ließ.

Von Ende August 1948 an stand es für den inneren Führungskreis der westlichen Siegermächte fest: die Zwei–Staaten–Lösung war langfristig die einzig akzeptable Lösung der offenen deutschen Frage. Pläne für eine Neutralisierung galten von nun an als unvereinbar mit den Sicherheitsinteressen des Westens – teils aus Sorge, die Neutralität würde de facto zur Sowjetisierung ganz Deutschlands und damit zur sowjetischen Vorherrschaft über Europa führen; zum Teil aber auch aus Angst vor einer Neuauflage von Rapallo, das heißt vor einem neuen Bündnis der Deutschen mit der Sowjetunion.

der völlig zunichte zu machen, das Deutschlandproblem in seiner alten Form wiederherzustellen und, mehr noch, den Sowjets eine entscheidende Niederlage im Ost–West–Konflikt beizubringen.

Nicht halten lassen wird sich jedoch die Annahme, die Sowjetführung habe 1952 nur ein taktisches Spiel betrieben – dagegen sprechen nicht nur eine Reihe direkter Zeugnisse östlicher Herkunft, welche die Ernsthaftigkeit des sowjetischen Verhandlungswillens betonen, sondern mehr noch eine sorgfältige Analyse der sowjetischen Interessenlage und des sowjetischen Vorgehens bei der Abfassung und Propagierung ihrer berühmten Deutschlandnoten:

Den Sowjets mußte die Konsolidierung des westlichen Blocks im Gefolge des Koreasrieges bedrohlich erscheinen. Die Amerikaner verpflichteten sich zu dauerhafter militärischer Präsenz auf dem europäischen Kontinent; die Westeuropäer schickten sich an, untereinander noch verbliebene Gegensätze mit Hilfe der europäischen Integration zu überwinden und ihren Rückstand in der konventionellen Rüstung gegenüber dem Ostblock zu verringern; das westdeutsche Potential, das von den Sowjetführern, eingedenk der Schrecken des Zweiten Weltkrieges, als ungeheuer bedrohlich eingeschätzt wurde, würde die militärische Kraft des Westens entscheidend stärken.

Diese Gefahr mußte um so größer erscheinen, als sich die Sowjetführung unterdessen auch enormen innenpolitischen Schwierigkeiten gegenüber sah. Für das Ziel, die Sowjetunion zum Bollwerk auszubauen, waren die Produktions- und Arbeitskräfte so sehr überbeansprucht worden, daß die wirtschaftliche und soziale Misere für den Bestand des Regimes gefährlich wurde. In einer solchen Situation mochte eine Preisgabe der SED–Herrschaft in der DDR als eine angemessene Gegenleistung

erwies. So meidet di Lorenzo das verbreitete "Exoten–Image" (Dudek/Jaschke) für Rechtsextremisten. Auch wendet er sich gegen die Einschätzung antifaschistischer Freunde, man dürfe einem Rechtsextremisten kein Forum zur Propagierung seiner kruden Ideen bieten. Diese "volkspädagogischen" Gesichtspunkte *läßt* di Lorenzo nicht gelten, zu Recht auf die Stabilität und Liberalität unserer Gesellschaft vertrauend.

Die Selbsterforschung des Stefan Selge fällt nicht eben tieferschürfend aus. Die Gründe für "Einstieg" und "Ausstieg*" aus der rechtsextremen Szene werden nicht so recht plausibel, auch nicht durch di Lorenzos Erklärungsversuche. Selge hatte Geborgenheit in einer Gruppe gesucht, in der er sich anerkannt fühlte. Und "ausgestiegen" sei er deshalb, weil ihn das von den Neonazis verpönte Disco–Leben fasziniere und weil er glaube, daß eine Neonazi–Bewegung zur Einschränkung der persönlichen Freiheit führe. Er wolle Geld verdienen, und zwar so viel, daß er später nicht mehr arbeiten müsse.

Zu Recht merkt di Lorenzo an, daß sich die Motivationsstrukturen nicht wesentlich gewandelt haben. Insgesamt hätte eine stärkere Interpretation von Selges Auffassung wohl nicht geschadet. Wie ist beispielsweise das Verhältnis von bloßer Provokationsbereitschaft und tatsächlicher neonazistischer Überzeugung zu gewichten? Im übrigen ist Selges Weltbild ambivalent. Einerseits distanziert er sich vom Nationalsozialismus (wegen der mangelnden Freiheit), andererseits bestreitet er auch heute noch die

systematische Vernichtung der Juden: 300 000 Juden seien im Krieg umgekommen, an Kälte und Hunger. Der Verlag hatte Di Lorenzo gebeten, diese grobe Geschichtsklitterung richtigzustellen. Den Journalisten überkam dabei ein ungutes Gefühl: Ist nicht viel mehr als diese paar Seiten krassester Ignoranz über unsere Geschichte in Stefans Bericht die Annahme erschreckend, daß seine Ansichten, fünfzig Jahre nach der Machtergreifung Hitlers, den Leser unkommentiert zum Fehlschluß verleiten könnten, man identifiziere sich mit dem Neo-Nazi, schlimmer noch daß sie dazu verführen könnten, seine Propaganda mißzuverstehen?"

Di Lorenzo hat hier einen wunden Punkt der politischen Kultur in der Bundesrepublik getroffen. Auf analoger Ebene liegt auch die Forderung, Verfechter der "Auschwitz-Lüge" gerichtlich zu bestrafen – als ob das eine intensive Auseinandersetzung mit der Vergangenheit ersetzen könnte. Di Lorenzo hat einem jüdischen Journalisten-Schüler die Antwort auf Selge überlassen. Dessen Ausführungen sind von aggressiver Emotionalität. Di Lorenzo hingegen verteufelt Selge nicht. Das ist vielleicht der einzige Weg, um der Müitanz des Neonazismus Herr zu werden.

Das nächste Buch trägt dieser Möglichkeit nicht immer Rechnung – es dämonisiert mehr, als daß es aufklärt: **Werner Graf (Hrsg.): 'Wenn ich die Regierung wäre...' Die rechtsradikale Bedrohung. Interviews und Analysen'; Verlag J. H. W. Dietz, Berlin/Bonn 1984, 211 S., 24,- DM.** Da berichten Opfer des Rechtsextremismus, werden neonazistische Täter interviewt, kommen Personen mit präfaschistischen Neigungen zu Wort, stellen sich Repräsentanten der NPD dar. Viele der Beiträge sind nicht uninteressant, aber erschreckend, wie etwa die kläglichen Kenntnisse von Schülern über den Nationalsozialismus. Wenn der Band trotzdem so unbefriedigend ist, dann vor allem deshalb, weil der Herausgeber überall rechtsextremistisches Gedankengut wittert – auch bei Heiner Geißler, dessen Provokationen in der Substanz faschistisch seien. Diese mangelnde Trennschärfe macht gerade das Bemühen, auf die Gefahr von rechts aufmerksam zu machen, nicht sonderlich ertragreich. So wenig der Rechtsextremismus auf die leichte Schulter zu nehmen ist – er ist nun einmal eine "normale Pathologie" freiheitlicher Industriegesellschaften (Erwin K. Scheuch): Le Pen hat in Frankreich bei der Europawahl 1984 über zehn Prozent der Stimmen erreicht, und in Italien sind die Neofaschisten beständig im Parlament vertreten.

Welches Fazit ergibt sich auf Grund dieser vier Bücher über den Rechtsextremismus? Die gegenwärtige Situation läßt sich wohl am ehesten mit Buchtiteln aus den fünfziger ("Bonn ist nicht Weimar", Fritz Rene Allemann) und den sechziger Jahren ("Die Unfähigkeit zu trauern", Alexander und Margarete Mitscherlich) charakterisieren: Bonn ist in der Tat nicht Weimar, denn der Rechtsextremismus bleibt hier in einer subkulturellen Randzone, ganz anders als einst die nationalsozialistische Bewegung, die damals vielfach als gleichberechtigte Konkurrenz um die Macht angesehen wurde, wohlgelitten von führenden Schichten. Und die "Unfähigkeit zu trauern" zeigt sich darin, daß die Ausgrenzung des Rechtsextremismus sowohl von einer intensiven Auseinandersetzung mit den Geschehnissen der Vergangenheit entlastet als auch von problematischen Verhaltensweisen der Demokraten. Meinungen und Anschauungen dürfen nicht deshalb diskreditiert werden, weil auch Extremisten sie sich zu eigen machen.

Die Bundesrepublik müßte eigentlich so viel Selbstvertrauen besitzen, daß nicht gleich jeder anachronistische Devotionalienhandel eine Verbotsmentalität zur Folge hat. Jedenfalls ist die zum Teil emotional geführte Auseinandersetzung nicht immer ein Zeichen hilfreicher Aufklärung, sondern auch eines von "hilflosem Antifaschismus" (Wolfgang Fritz Haug). Der angesichts der vielschichtigen Problemfelder (Was ist Rechtsextremismus? Wie kommt er zustande? Welche Wege der Bekämpfung bieten sich an?) schwierigen Gratwanderung zwischen Verharmlosung und Verteufelung werden Wissenschaft und Publizistik nicht immer gerecht.

DIE ZEIT, 12.10.1984 Nr. 42